

NORA ROBERTS | Das Haus der Donna

Das Buch

Als die attraktive Kunstexpertin Dr. Miranda Jones von einer langen Vortragsreise nach Hause zurückkehrt, wird sie von einem Unbekannten überfallen und mit einem Messer bedroht: Er entreißt ihr die Tasche, zersticht die Reifen ihres Autos und verschwindet in der Dunkelheit. Eine Einladung nach Italien erscheint nach dem Schrecken eine willkommene Ablenkung: Miranda soll die Echtheit einer Bronzeskulptur untersuchen, die angeblich aus der Zeit der Medici stammt. Miranda bestätigt die Echtheit der *Dunklen Lady*, doch ihre Expertise entfacht heftige öffentliche Angriffe. Irgendjemand versucht, ihren Ruf als Kunstexpertin zu ruinieren. War der Überfall tatsächlich nur ein Zufall? Als Miranda den attraktiven Galeristen und Kunstdieb Ryan Boldari kennenlernt, gerät sie in ein Netz aus Leidenschaft, Täuschung und Mord.

Die Autorin

Nora Roberts, geboren in Maryland, zählt zu den erfolgreichsten Autorinnen Amerikas. Für ihre vielen internationalen Bestseller erhielt sie nicht nur zahlreiche Auszeichnungen, sondern auch die Ehre, als erste Frau in die Ruhmeshalle der Romance Writers of America aufgenommen zu werden. Weitere Informationen zur Autorin und ihrem Werk finden sich am Ende des Romans.

NORA ROBERTS

Das Haus der Donna

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Margarethe van Pée

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel
Homeport bei Putnam, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchneuausgabe 02/2015
Copyright © 1998 by Nora Roberts
Copyright © 1999 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
und © 2015 dieser Ausgabe by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | © Getty Images/Photographer's Choice
Satz | Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-35844-7

www.diana-verlag.de

*Für Marianne und Ky
voller Liebe, Hoffnung und Bewunderung*

TEIL EINS

Zu Hause

*Schönheit an sich ist die Entschuldigung
für ihre Existenz.*

EMERSON

1

Der scharfe, feuchte Wind drang ihr bis ins Mark. Auf beiden Seiten der Straße türmte sich der Schnee, den der Sturm zu Beginn der Woche dort hingeweht hatte. Der Himmel war schmutziggelb. Kahle Bäume mit nackten, schwarzen Ästen reckten sich aus dem winterbraunen Gras.

Das war Maine im März.

Miranda stellte die Heizung höher und programmierte ihren CD-Player auf Puccinis *La Bohème*. Die Musik dröhnte aus den Lautsprechern.

Sie fuhr nach Hause. Nach einer zehntägigen Vortragsreise, in der sie von einem Ort zum anderen, vom Hotel zum College-Campus, zum Flughafen und ins nächste Hotel gejagt war, sehnte sie sich jetzt danach, endlich wieder nach Hause zu kommen.

Möglicherweise hatte ihre Erleichterung etwas damit zu tun, dass sie Vorträge hasste, dass sie jedes Mal, wenn sie vor den Reihen aufmerksamer Gesichter stand, furchtbar litt. Aber Schüchternheit und Lampenfieber durften der Pflicht nicht im Wege stehen.

Schließlich war sie Dr. Miranda Jones, eine Jones aus Jones Point. Und das durfte sie nie vergessen.

Die Stadt war vom ersten Charles Jones gegründet worden, der damit sein beanspruchtes Gebiet in der Neuen Welt absteckte. Miranda wusste, dass die Jones ihre Herrschaftsbereiche deutlich machen, dass sie ihre Position als führende Familie des Point erhalten mussten, um würdige Mitglieder der Gesellschaft zu sein, um sich so zu verhalten, wie es von den Jones aus Jones Point in Maine erwartet wurde.

Froh, sich endlich vom Flughafen zu entfernen, bog Miranda auf die Küstenstraße ab und trat das Gaspedal durch. Schnell zu fahren war eine ihrer kleinen Freuden. Sie bewegte sich gern schnell, liebte es, in kürzester Zeit und ohne großes Aufsehen

von einem Punkt zum anderen zu gelangen. Eine Frau, die auf bloßen Füßen beinahe ein Meter achtzig groß war und deren Haare die Farbe eines Spielzeugfeuerwehrautos hatten, blieb allerdings selten unbemerkt. Selbst wenn sie bei einer Sache ganz unbeteiligt war, sah sie doch immer so aus, als trüge sie die Verantwortung.

Und wenn sie sich mit raschen Schritten und zielgerichtet von der Stelle bewegte, wichen ihr meistens alle Leute aus.

Ihre Stimme hatte ein Mann, der sie verehrte, einmal mit in Samt eingehülltem Sandpapier verglichen. Miranda kompensierte diese Laune der Natur, wie sie sie nannte, durch eine knappe, kühle Sprechweise, die an Schroffheit grenzte.

Aber sie erreichte damit, was sie wollte.

Ihr Körper hätte von einem keltischen Krieger abstammen können, ihr Gesicht jedoch war typisch für New England. Schmal und kühl, mit einer langen, geraden Nase, leicht vorstehendem Kinn und ausgeprägten Wangenknochen. Ihr Mund war voll und groß, allerdings presste sie die Lippen meistens ernst zusammen. Ihre Augen waren leuchtend blau, blickten jedoch in der Regel ziemlich nüchtern.

Doch während sie jetzt die lange, gewundene Straße, die sich um die schneebedeckten Klippen herumschlängelte, entlangfuhr, gelangte ihr Lächeln bis zu den Augen. Das Meer hinter den Klippen war aufgewühlt und stahlgrau. Sie liebte seine Stimmungen, seine Macht, zu beruhigen oder zu erregen. Dort, wo die Straße sich wie ein Finger krümmte, konnte Miranda das donnernde Krachen der Wellen hören. Sie schlugen gegen die Felsen und zogen sich dann zurück, um wie eine Faust erneut zuzuschlagen.

Die blassen Sonnenstrahlen glitzerten auf dem Schnee, den der Wind durch die Luft und über die Straße wirbelte. Als Miranda noch ein Kind gewesen war und voller Fantasien steckte, hatte sie sich immer vorgestellt, wie sich die Bäume vor dem Wind zusammenkuschelten und einander ihre Klagen zuraunten.

Fantasien hatte sie schon lange nicht mehr, aber den Anblick der knorrigen, verwachsenen Bäume, die wie alte Soldaten in Gruppen zusammenstanden, liebte sie immer noch.

Die Straße stieg nun an, während das Land immer schmaler und jetzt von beiden Seiten von Wasser umspült wurde. Mit beständigem Hunger nagte das Meer am Festland. Der höchste Punkt der Küste ragte wie ein Buckel hervor, und auf seiner Spitze lag das alte viktorianische Haus, von dem aus man eine herrliche Aussicht über Land und Meer hatte. Darunter war die weiße Kuppel des Leuchtturms zu sehen, der die Küste bewachte.

Das Haus war ihr als Kind Zuflucht und Freude gewesen – und das nur wegen der Frau, die darin wohnte. Amelia Jones hatte auf die Traditionen der Jones gepfiffen und so gelebt, wie sie es für richtig hielt. Sie hatte stets gesagt, was sie dachte, und immer, immer war in ihrem Herzen Platz für ihre beiden Enkel gewesen.

Miranda hatte sie angebetet. Der einzige große Schmerz, den Amelia ihr je zugefügt hatte, war ihr Tod gewesen – ohne Vorwarnung war sie vor acht Wintern in ihrem Bett eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht.

Sie vermachte sowohl das Haus als auch das ansehnliche Vermögen, das sie über die Jahre angesammelt hatte, und ihre Kunstsammlung Miranda und ihrem Bruder. Ihrem Sohn, Mirandas Vater, hinterließ sie den Wunsch, er möge, bis sie sich wiedersähen, wenigstens halbwegs so geworden sein, wie sie es immer gehofft hatte. Ihrer Schwiegertochter wiederum vermachte sie ihre Perlenkette, weil sie das Einzige war, was Elizabeth jemals wirklich geschätzt hatte.

Das ist ganz ihre Art gewesen, dachte Miranda jetzt. Diese giftigen kleinen Kommentare im Testament. Jahrelang hatte sie ganz allein in dem großen Steinhaus gewohnt, da sie ihren Mann um mehr als zehn Jahre überlebt hatte.

Wieder einmal dachte Miranda an ihre Großmutter, als sie das Ende der Küstenstraße erreichte und in die lange, gewundene Einfahrt abbog.

Das Haus hatte alles überlebt, die gnadenlose Kälte der Winter, die plötzliche Hitze der Hochsommer. Doch jetzt, dachte Miranda mit leisem Schuldgefühl, wurde es ziemlich vernachlässigt.

Weder sie noch Andrew fanden jemals Zeit, die Anstreicher kommen zu lassen oder sich um die Rasenpflege zu kümmern.

Das Haus, das in ihrer Kindheit ein Schmuckstück zum Vorzeigen gewesen war, stellte jetzt seine Risse und Narben zur Schau. Und doch war es immer noch schön, dachte Miranda, so wie eine alte Frau, die sich ihrer Jahre nicht schämt. Es wirkte nicht verfallen, sondern stand gerade und rechtwinklig da, würdig durch seinen grauen Stein, edel durch die Erker und Türmchen.

Auf der Windschattenseite befand sich eine reizende, mit Glyzini-berankte Pergola, die das Dach im Frühjahr in ein Blütenmeer hüllte. Miranda nahm sich jedes Mal vor, auf einer der Marmorbänke unter diesem lauschigen Baldachin zu sitzen, um den Duft, den Schatten und die Ruhe zu genießen. Aber irgendwie verging der Frühling, es wurde Sommer, dann Herbst – und erst im Winter, wenn die dicken Ranken wieder kahl waren, fiel ihr ihr Vorhaben wieder ein.

Vielleicht sollte sie einige der Bretter auf der breiten Vorderveranda des Hauses ersetzen. Und das Geländer und die Gitter, deren ursprüngliches Blau zu Grau verblasst war, mussten unbedingt abgekratzt und neu gestrichen werden. Die Glyzinien sollten wahrscheinlich geschnitten und gedüngt werden.

Sie würde das alles in Angriff nehmen. Früher oder später.

Aber die Fenster glänzten, und selbst die grimmigen Gesichter der Wasserspeier, die an den Dachrinnen angebracht waren, grinnten.

Breite Terrassen und schmale Balkone boten Ausblicke in alle Richtungen. Aus den Kaminen stieg Rauch auf – wenn sich jemand die Zeit nahm, ein Feuer zu machen. Riesige Eichen umstanden das Haus, und eine dichte Pinienhecke bot Schutz gegen den Nordwind.

Miranda und ihr Bruder lebten hier friedlich miteinander – oder sie hatten es zumindest getan, bevor Andrew angefangen hatte zu trinken. Aber darüber wollte sie jetzt nicht nachdenken. Sie hatte ihn gern um sich, mochte und liebte ihn, und es war ein Vergnügen, mit ihm zu arbeiten und mit ihm das Haus zu teilen.

Als sie aus dem Wagen stieg, blies der Wind ihr die Haare in die Augen. Unwillig strich sie sie zurück und beugte sich ins Auto, um ihren Laptop und ihre Aktentasche herauszuholen. Sie

summte die letzten Takte von Puccini, ging zum Kofferraum und öffnete ihn.

Die Haare wehten ihr abermals ins Gesicht, und sie schnaubte irritiert. Aus dem halben Seufzer wurde jedoch ein ersticktes Keuchen, als jemand in ihr Haar packte und es wie ein Seil benutzte, um ihren Kopf zurückzuziehen. Kleine weiße Sterne tanzten plötzlich vor Mirandas Augen, Schmerz und Schock explodierten in ihrem Schädel. Die Spitze eines Messers presste sich kalt und scharf gegen ihre Halsschlagader.

Innerlich schrie sie auf, und die Angst stieg ihr bis in die Kehle. Doch bevor sie den Mund aufmachen konnte, wurde sie herumgeschleudert und so hart gegen das Auto gestoßen, dass der Schmerz in ihrer Hüfte sie fast besinnungslos machte und ihre Beine unter ihr nachgaben. Die Hand zerrte erneut an ihren Haaren, und ihr Kopf flog wie der einer Puppe hin und her.

Sein Gesicht war grauenerregend. Kalkweiß und voller Narben, mit aufgedunsenen Zügen. Es dauerte einige Sekunden, bevor Miranda in ihrem Entsetzen merkte, dass es eine Maske war – Gummi und Farbe, zur Unkenntlichkeit verzerrt.

Sie wehrte sich nicht, konnte es auch gar nicht. Nichts fürchtete sie so sehr wie ein Messer mit seiner tödlichen Spitze, seiner scharfen, tödlichen Klinge. Es drückte sich in die weiche Stelle unter ihrem Kinn, sodass jeder Atemzug von Schmerz und Entsetzen begleitet war.

Er war groß. Ungefähr ein Meter neunzig, registrierte sie und bemühte sich, jedes Detail in sich aufzunehmen, obwohl ihr das Herz bis zum Hals schlug. Zweihundertfünfzig Pfund oder sogar mehr, breite Schultern, Stiernacken.

O Gott!

Braune Augen. Schmutzigbraun. Das war alles, was sie durch die Horrormaske aus Gummi sehen konnte. Und diese Augen waren kalt wie die eines Hais. Gefühllos fuhr er jetzt mit der Spitze des Messers über ihre Kehle und ritzte die Haut auf.

Es brannte leicht, und Miranda spürte, wie etwas ihren Hals hinunterlief. Blut.

»Bitte«, stammelte sie, während sie unwillkürlich nach seinem Handgelenk griff. Jeder rationale Gedanke verwandelte sich

jedoch in nackte Angst, als er die Messerspitze dazu benutzte, ihren Kopf hochzudrücken und die verletzliche Linie ihrer Kehle freizulegen.

Vor Mirandas innerem Auge blitzte ein Bild auf – wie das Messer schnell und leise ihre Halsschlagader aufschlitzte und ein Schwall warmen Blutes hervorschoß. Sie würde im Stehen sterben, geschlachtet wie ein Lamm.

»Bitte nicht! Ich habe dreihundertfünfzig Dollar in bar bei mir.« Bitte, mach, dass er Geld will, dachte sie voller Panik. Bitte lass es nur Geld sein. Sollte er sie allerdings vergewaltigen wollen, so betete Miranda darum, dass sie den Mut hatte zu kämpfen, auch wenn sie nicht gewinnen konnte.

»Ich gebe Ihnen Geld«, begann sie erneut und keuchte entsetzt auf, als er sie wie ein Bündel Lumpen zur Seite stieß.

Sie stürzte hart zu Boden. Die Kieselsteine der Auffahrt schnitten ihr die Handflächen auf. Miranda hörte sich selbst wimmern und hasste sich für die hilflose, lähmende Angst, die es ihr unmöglich machte, etwas anderes zu tun, als den Mann schreckerfüllt anzustarren.

Das Messer anzustarren, das im blassen Sonnenlicht glitzerte. Obwohl ihr Verstand sie vehement aufforderte, wegzulaufen oder zu kämpfen, war sie wie gelähmt.

Er hob ihre Tasche und ihren Aktenkoffer auf und drehte dabei die Klinge so, dass die reflektierende Sonne Miranda blendete. Dann bückte er sich und rammte das Messer in den Hinterreifen. Als er es wieder herausgezogen hatte und einen Schritt auf sie zu machte, begann Miranda, panisch aufs Haus zuzukriechen.

Sie erwartete jeden Moment, dass er wieder zuschlug, an ihren Kleidern zerrte, ihr das Messer mit der gleichen sorglosen Wucht in den Rücken stieß, wie er es in den Reifen gerammt hatte, doch sie kroch immer weiter über das dürre Wintergras.

Erst als sie die Treppe erreicht hatte, blickte sie sich um. In ihrem Kopf drehte sich alles, und kleine, gehetzte Laute drangen aus ihrem Mund.

Sie war allein.

Miranda zog sich die Stufen hinauf. Die Atemstöße kratzten in ihrem Hals, brannten in ihren Lungen. Sie musste ins Haus

gelangen, hier wegkommen. Die Tür verriegeln. Bevor er zurückkam. Bevor er zurückkam und sie abermals mit seinem Messer bedrohte.

Ihre Hand glitt zweimal vom Türgriff ab, zweimal, bevor es ihr gelang, die Finger darum zu schließen. Abgeschlossen. Natürlich war die Tür abgeschlossen. Niemand war zu Hause. Niemand war da, der ihr helfen konnte.

Einen Moment lang rollte sie sich vor der Tür zusammen, zitternd vor Schock und vor der Kälte, die der Wind über die Hügel brachte.

Beweg dich!, befahl sie sich. Du musst dich bewegen. Hol den Schlüssel, schließ auf, ruf die Polizei.

Ihr Blick schoss von rechts nach links, wie der eines gehetzten Kaninchens, und ihre Zähne begannen zu klappern. Sie hielt sich am Türgriff fest und zog sich hoch. Ihre Beine drohten nachzugeben, und ihr linkes Knie schmerzte unerträglich, aber sie taumelte von der Veranda und blickte sich voller Panik nach ihrer Tasche um. Bis ihr einfiel, dass er sie ja mitgenommen hatte.

Miranda plapperte unsinnige Worte, Gebete, Flüche, Bitten, während sie die Autotür aufriß und das Handschuhfach durchwühlte. Ihre Finger hatten bereits den Zweitschlüssel umkrallt, als ein Geräusch sie wild herumfahren ließ.

Aber es war nur der Wind, der durch die nackten, schwarzen Äste rauschte, durch die dornigen Ranken der Kletterrosen und durch das dürre, raschelnde Gras.

Mit pfeifendem Atem stürzte sie humpelnd wieder auf das Haus zu, fummelte hektisch mit dem Schlüssel am Schloss herum und heulte vor Erleichterung auf, als er endlich hineinglitt.

Miranda taumelte ins Haus, schlug die Tür hinter sich zu und verriegelte sie. Sie sank mit dem Rücken gegen das Holz. Die Schlüssel glitten ihr aus der Hand. Vor ihren Augen verschwamm alles, also ließ sie die Lider sinken. Sie fühlte sich wie betäubt. Doch sie musste etwas tun, erinnerte sich nur nicht, wie der nächste Schritt auszusehen hatte.

In ihren Ohren klingelte es, und langsam stieg Übelkeit in ihr hoch. Miranda biss die Zähne zusammen und machte einen Schritt

vorwärts, dann vorsichtig einen weiteren. Die ganze Halle um sie herum schien zu schwanken.

Sie hatte beinahe schon den Fuß der Treppe erreicht, als sie merkte, dass nicht ihre Ohren klingelten, sondern das Telefon. Mechanisch ging sie in den Salon, wo alles so seltsam normal und vertraut war, und nahm den Hörer ab.

»Hallo?« Ihre Stimme klang weit weg, dumpf wie ein Schlag auf eine Holztrommel. Schwankend stand sie da und starrte auf das Muster, das die Sonne auf den Holzboden malte. »Ja. Ja, ich verstehe. Ich komme. Ich habe ... Was?« Miranda schüttelte den Kopf, um wieder klar denken zu können, und überlegte krampfhaft, was sie als Nächstes sagen musste. »Ich muss mich zuerst ... Ich muss mich zuerst um ein paar andere Dinge kümmern. Nein, ich komme so schnell wie möglich.«

Dann schwoll ein Gefühl in ihr an, das sie, benommen wie sie war, zunächst nicht als Hysterie erkannte. »Ich habe schon gepackt«, sagte sie und lachte.

Sie lachte immer noch, als sie den Hörer wieder auflegte. Und sie lachte auch noch, als sie auf einem Sessel in sich zusammensank, sich wie ein Ball zusammenrollte, und merkte gar nicht, dass aus dem Lachen langsam ein Schluchzen wurde.

Miranda umfasste die Tasse heißen Tee fest mit beiden Händen, trank ihn aber nicht. Sie wusste, dass ihre Hände zu sehr zitterten, um die Tasse zum Mund führen zu können, aber es war tröstlich, sie einfach nur zu halten, die Hitze durch das Porzellan zu spüren.

Sie hatte einen zusammenhängenden Bericht abgegeben – man musste kohärent, präzise und ruhig sein, wenn man der Polizei ein Verbrechen meldete.

Als sie wieder klar denken konnte, hatte sie die richtigen Anrufe getätigt, und sie hatte mit den Polizeibeamten geredet, die zum Haus gekommen waren. Aber jetzt war das erledigt, und sie war wieder allein. Und abermals hatte sie das Gefühl, keinen einzigen klaren Gedanken fassen zu können.

»Miranda!« Der Schrei wurde begleitet von donnernden Schlägen gegen die Haustür. Andrew stürmte herein und registrierte

entsetzt den Gesichtsausdruck seiner Schwester. »O mein Gott!« Er lief zu ihr, kauerte sich vor sie hin und strich mit seinen langen Fingern über ihre bleichen Wangen. »Oh, Liebling.«

»Mir geht's gut. Nur ein paar blaue Flecken.« Mirandas mühsam aufgebaute Beherrschung geriet ins Wanken. »Ich bin nicht schwer verletzt – ich hatte nur so unglaubliche Angst!«

Andrew blickte auf die Risse in ihrer Hose, das getrocknete Blut auf der Wolle. »Dieser Hurensohn.« Seine Augen, die von einem helleren Blau waren als die seiner Schwester, wurden dunkel vor Entsetzen. »Hat er ...« Er umschloss mit seinen Händen die ihren, die immer noch die Porzellantasse umklammert hielten. »Hat er dich vergewaltigt?«

»Nein. Nein. Nichts dergleichen. Er hat nur meine Tasche gestohlen. Er wollte einfach nur Geld. Es tut mir leid, dass du von der Polizei angerufen worden bist. Ich hätte es selbst tun sollen.«

»Ist schon in Ordnung. Mach dir keine Sorgen.« Andrew umschloss ihre Hände fester, ließ sie aber rasch los, als sie zusammenzuckte. »Oh, Baby!« Er nahm ihr die Tasse ab, stellte sie beiseite und betrachtete ihre aufgeschürften Fingerkuppen. »Es tut mir so leid. Komm, ich bringe dich ins Krankenhaus.«

»Ich muss nicht ins Krankenhaus. Ich habe nur ein paar Beulen und blaue Flecken.« Miranda holte tief Luft, was ihr jetzt, wo er hier war, leichter fiel.

Andrew konnte sie wütend machen, und er hatte sie enttäuscht. Aber er war ihr ganzes Leben lang der Einzige gewesen, der immer bei ihr, immer da gewesen war.

Er drückte ihr die Tasse Tee wieder in die Hand. »Trink einen Schluck«, befahl er, dann stand er auf und lief im Zimmer auf und ab.

Er hatte ein schmales, knochiges Gesicht, das gut zu seinem langgliedrigen, schlaksigen Körperbau passte. Seine Haut sah ähnlich aus wie die seiner Schwester, allerdings waren seine Haare von einem dunkleren Rot, fast mahagonifarben. Jetzt stemmte er wütend die Hände in die Hüften.

»Ich wünschte, ich wäre hier gewesen. Verdammt, Miranda. Ich hätte hier sein müssen!«

»Du kannst nicht überall sein, Andrew. Niemand hätte vorhersagen können, dass ich vor unserem Haus überfallen werde. Ich glaube – und die Polizei glaubt es auch –, dass er ins Haus einbrechen und uns ausrauben wollte, und mein Nachhausekommen hat ihn überrascht und deshalb hat er seine Pläne geändert.«

»Sie sagten, er hatte ein Messer.«

»Ja.« Sie hob die Hand, um behutsam die feine Linie an ihrer Kehle zu betasten. »Und ich kann dir sagen, dass ich meine Messerphobie noch nicht überwunden habe. Ich brauche nur eins zu sehen, und mein Verstand steht still.«

Andrew blickte grimmig drein, fragte aber mit sanfter Stimme, während er sich neben sie setzte: »Was hat er getan? Kannst du es mir erzählen?«

»Er ist aus dem Nichts aufgetaucht. Ich wollte gerade meine Sachen aus dem Auto holen. Er hat mich an den Haaren zurückgerissen und mir das Messer an die Kehle gehalten. Ich dachte, er wollte mich umbringen, aber er hat mich nur niedergeschlagen, meine Tasche und meine Aktentasche genommen, die Reifen zerstochen, und dann war er weg.« Miranda versuchte ein schiefes Lächeln. »Nicht ganz der Empfang zu Hause, den ich mir vorgestellt hatte.«

»Ich hätte hier sein sollen«, sagte Andrew noch einmal.

»Andrew, bitte.« Sie lehnte sich an ihn und schloss die Augen. »Du bist ja jetzt hier.« Und das genügte offenbar, um sie zu beruhigen.

»Mutter hat angerufen.«

»Was?« Er hatte ihr gerade den Arm um die Schultern legen wollen, beugte sich jetzt aber vor, um seiner Schwester ins Gesicht zu sehen.

»Das Telefon klingelte, als ich ins Haus trat. Gott, ich bin immer noch ganz benommen«, klagte Miranda und rieb sich die Schläfen. »Ich muss morgen nach Florenz fliegen.«

»Sei nicht albern. Du bist gerade erst nach Hause gekommen, und du bist überfallen worden, verletzt und durcheinander. Du meine Güte, wie kann sie da von dir erwarten, dass du ein Flugzeug besteigst?«

»Ich habe es ihr nicht gesagt.« Miranda zuckte mit den Schultern. »Ich habe gar nicht nachgedacht. Jedenfalls war die Aufforderung laut und deutlich. Ich muss einen Flug buchen.«

»Miranda, du wirst jetzt ins Bett gehen.«

»Ja.« Sie lächelte wieder. »Bald.«

»Ich rufe sie an.« Andrew sog die Luft ein wie jemand, dem eine unangenehme Aufgabe bevorsteht. »Ich erkläre es ihr.«

»Mein Held.« Liebevoll küsste sie ihn auf die Wange. »Nein, ich fliege. Ein heißes Bad, ein paar Aspirin, und mir geht es wieder gut. Und außerdem kann ich nach diesem kleinen Abenteuer ein bisschen Ablenkung gut gebrauchen. Anscheinend hat sie eine Bronzeskulptur, die ich untersuchen soll.« Der Tee war kalt geworden, und Miranda stellte die Tasse wieder ab. »Sie würde mich nicht nach Standjo beordern, wenn es nicht wichtig wäre. Sie braucht einen Archäometriker und zwar schnell.«

»Sie hat einen unter ihren Leuten in Standjo.«

»Stimmt.« Dieses Mal war Mirandas Lächeln fröhlich. »Standjo« stand für Stanford-Jones. Elizabeth hatte dafür gesorgt, dass nicht nur ihr Name, sondern auch alles, was mit ihr zu tun hatte, in dem Florentiner Unternehmen an erster Stelle stand. »Wenn sie mich dahaben will, muss es also etwas Großes sein. Sie will, dass es in der Familie bleibt. Elizabeth Stanford-Jones, Direktorin von Standjo, Florenz, schickt nach einem Experten für italienische Renaissance-Bronzen, und sie wünscht, dass dieser den Namen Jones trägt. Ich habe nicht vor, sie zu enttäuschen.«

Miranda bekam für den nächsten Morgen keinen Flug mehr und musste die Abendmaschine nach Rom mit Transfer nach Florenz buchen.

Fast ein ganzer Tag Verspätung.

Das würde ein Heidengeld kosten.

Während sie versuchte, ihre Schmerzen im heißen Badewasser zu lindern, berechnete Miranda die Zeitdifferenz und beschloss, dass es keinen Grund gab, ihre Mutter anzurufen. Elizabeth lag jetzt wahrscheinlich schon im Bett.

Heute Abend konnte sie sowieso nichts mehr in die Wege leiten.

Morgen früh würde sie bei Standjo anrufen. Ein Tag mehr würde keinen großen Unterschied machen, nicht einmal für Elizabeth.

Sie würde mit einem Mietwagen zum Flughafen fahren, weil ihr Knie so sehr schmerzte, dass das Fahren schwierig werden konnte, selbst wenn sie die Reifen rasch gewechselt bekam. Sie musste nur ...

Miranda setzte sich so abrupt auf, dass das Wasser über den Wannenrand schwappte.

Ihr Pass. Ihr Pass, ihr Führerschein, ihre Kreditkarten. Der Kerl hatte ihr die Brieftasche gestohlen, die Handtasche – alle ihre Unterlagen.

»Oh, Mist«, brachte sie nur hervor und rieb sich mit den Händen übers Gesicht. Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Miranda zog den altmodischen Stöpsel aus dem Abfluss der Wanne mit den Klauenfüßen. Sie dampfte förmlich, und der Ausbruch zorniger Energie ließ sie aufstehen und nach einem Handtuch greifen, bevor ihr lädiertes Knie unter ihr nachgab. Sie unterdrückte einen Schmerzenslaut, stützte sich an der Wand ab und ließ sich wieder zurücksinken, wobei das Handtuch in das ablaufende Wasser fiel.

Plötzlich hätte sie am liebsten geweint, vor Frustration, Schmerzen und der Angst, die sie jetzt wie ein tiefer Stich durchfuhr. Nackt und zitternd saß sie da, und ihr Atem kam in kurzen, keuchenden Stößen, bis sie sich wieder gefasst hatte.

Durch Tränen würde sie weder ihre Papiere zurückbekommen noch konnte sie damit die Schrammen heilen oder nach Florenz gelangen. Also drängte Miranda sie entschlossen zurück und wrang das Handtuch aus. Vorsichtig stützte sie sich ab, um aus der Wanne zu steigen. Dann hangelte sie sich zu dem deckenhohen Spiegel an der Innenseite der Tür und stellte sich davor.

Auf ihren Armen waren blaue Flecken. Sie konnte sich gar nicht erinnern, dass der Mann sie dort angefasst hatte, aber die Male waren deutlich zu sehen, also musste er es wohl getan haben. Ihre Hüfte schillerte bereits schwarzblau und tat entsetzlich weh. Das kam daher, dass er sie ans Auto gerammt hatte.

Ihre Knie waren zerkratzt und aufgeschürft, das linke war hässlich rot und geschwollen. Wahrscheinlich hatte sie sich eine Prellung zugezogen, als sie hingefallen war. Ihre Handflächen brannten von der rauen Begegnung mit dem Kies der Auffahrt.

Aber es war die lange, feine Linie an ihrer Kehle, die ihr erneut Benommenheit und Übelkeit verursachte. Fasziniert und entsetzt zugleich fuhr sie mit den Fingern daran entlang. Knapp neben der Halsschlagader dachte sie. Knapp am Tod vorbei.

Er hätte sie mit Leichtigkeit töten können.

Und das war schlimmer als die blauen Flecken, schlimmer als die pochenden Schmerzen. Ein Fremder hatte ihr Leben in seiner Hand gehalten.

»Nie wieder.« Sie wandte sich vom Spiegel ab und humpelte zu dem Messinghaken neben der Tür, an dem ihr Bademantel hing. »Das lasse ich nie wieder zu.«

Miranda fror und wickelte sich, so rasch sie konnte, in ihren Bademantel. Während sie ihn zuschnürte, ließ sie ein Geräusch draußen vor dem Fenster erstarren. Ihr Herz raste.

Er war zurückgekommen.

Sie wollte weglaufen, sich verstecken, nach Andrew schreien, sich hinter der verschlossenen Tür zusammenrollen. Mit zusammengebissenen Zähnen schob sie sich jedoch ans Fenster und blickte hinaus.

Es war Andrew. Miranda wurde schwindlig vor Erleichterung. Er trug die Holzfällerjacke, die er immer anhatte, wenn er Holz hackte oder auf den Klippen mit dem Fahrrad unterwegs war. Er hatte das Flutlicht eingeschaltet und schwang auf dem Weg durch den Garten etwas in der Hand.

Verwirrt presste sie ihr Gesicht ans Fenster.

Ein Golfschläger? Warum in aller Welt marschierte er mit einem Golfschläger über den verschneiten Rasen?

Aber dann wusste sie, warum, und Liebe durchflutete sie, beruhigte sie mehr als jedes Schmerzmittel.

Er wollte sie bewachen. Tränen traten ihr in die Augen. Dann sah sie, dass er stehen blieb, etwas aus seiner Tasche zog und zum Mund führte.

Ihr Bruder nahm einen tiefen Schluck aus der Flasche.

Oh, Andrew, dachte sie, und schloss deprimiert die Augen. Was sind wir nur für ein Pärchen.

Die Schmerzen in ihrem Knie weckten sie auf.

Miranda schaltete das Licht an und schüttelte ein paar Tabletten aus dem Röhrchen auf ihren Nachttisch. Sie schluckte sie und dachte dabei, dass sie doch wohl besser Andrews Rat befolgt hätte und ins Krankenhaus gegangen wäre, wo irgendein sympathischer Arzt ihr ein wirkungsvolleres Mittel gegen die Schmerzen verschrieben hätte.

Miranda blickte auf das Leuchtzifferblatt ihrer Uhr und stellte fest, dass es kurz nach drei war. Wenigstens hatte die Mischung aus Ibuprofen und Aspirin, die sie um Mitternacht genommen hatte, ihr drei Stunden Erleichterung verschafft. Doch jetzt war sie wach und von Schmerzen geplagt. Da konnte sie genausogut das Geschäftliche erledigen.

Elizabeth würde inzwischen an ihrem Schreibtisch sitzen. Miranda griff zum Hörer und wählte die Nummer. Stöhnend schob sie ihr Kissen gegen das geschwungene Metallteil am Kopfende des Bettes und lehnte sich dagegen.

»Miranda, ich wollte gerade eine Nachricht in deinem Hotel hinterlassen.«

»Ich werde später kommen. Ich ...«

»Später?« Das Wort klang wie ein Eiszapfen, kalt und scharf.

»Es tut mir leid.«

»Ich dachte, ich hätte deutlich gemacht, dass dieses Projekt absolute Priorität besitzt. Ich habe der Regierung garantiert, dass wir heute mit den Untersuchungen beginnen.«

»Ich werde dir John Carter schicken. Ich ...«

»Ich habe nicht nach John Carter gefragt, sondern nach dir! Was du sonst im Moment zu tun hast, kann delegiert werden. Ich glaube, das habe ich ebenfalls deutlich genug gemacht.«

»Ja, das hast du.« Nein, dachte Miranda, dieses Mal halfen die Tabletten nicht. Aber die kalte Wut, die in ihr aufstieg, nahm dem Schmerz ein wenig die Schärfe. »Ich hatte auch durchaus die Absicht, pünktlich da zu sein. Wie befohlen.«

»Und warum kommst du dann nicht?«

»Mein Pass und meine anderen Papiere sind gestern gestohlen worden. Ich werde sie mir so schnell wie möglich wiederbeschaffen und den Flug umbuchen. Da jedoch heute Freitag ist, kann ich wohl kaum vor nächster Woche damit rechnen, Ersatzpapiere zu bekommen.«

Sie weiß, wie Bürokratien arbeiten, dachte Miranda grimmig. Sie ist schließlich in einer aufgewachsen.

»Selbst an einem relativ ruhigen Ort wie Jones Point ist es unverantwortlich, das Auto nicht abzuschließen.«

»Die Papiere waren nicht im Auto, ich trug sie bei mir. Ich sage dir Bescheid, sobald ich neue habe und genau weiß, wann ich komme. Es tut mir leid, dass ich mich verspäte. Sobald ich da bin, widme ich dem Projekt meine ganze Zeit und Aufmerksamkeit. Auf Wiedersehen, Mutter.«

Es bereitete Miranda ein perverses Vergnügen aufzulegen, bevor Elizabeth etwas erwidern konnte.

Dreitausend Meilen entfernt starrte Elizabeth in ihrem eleganten, weitläufigen Büro mit einer Mischung aus Ärger und Verwirrung auf das Telefon.

»Gibt es ein Problem?«

Zerstreut sah Elizabeth ihre frühere Schwiegertochter an. Elise Warfield saß mit einem Clipboard auf dem Schoß da, ihre großen, grünen Augen blickten verwirrt, und ihr weicher, voller Mund war zu einem aufmerksamen Lächeln verzogen.

Die Ehe zwischen Elise und Andrew hatte nicht funktioniert, was für Elizabeth eine Enttäuschung gewesen war. Aber ihre professionelle und persönliche Beziehung zu Elise war durch die Scheidung nicht beeinträchtigt worden.

»Ja. Miranda kommt erst später.«

»Später?« Elise zog die Augenbrauen hoch, sodass sie unter ihrem Pony verschwanden. »Das sieht Miranda gar nicht ähnlich.«

»Ihr Pass und ihre anderen Ausweispapiere sind gestohlen worden.«

»Oh, das ist ja schrecklich!« Elise stand auf. Sie war nur etwa ein

Meter sechzig groß. Ihr Körper hatte üppige weibliche Kurven, sah aber trotzdem zart aus. Mit ihrem schwarzen Haar, das sich wie eine Kappe um ihren Kopf schmiegte, den langen Wimpern, der milchweißen Haut und ihrem tiefroten Mund sah sie wie eine vielversprechende, attraktive Fee aus. »Ist sie überfallen worden?«

»Einzelheiten weiß ich nicht.« Elizabeth presste die Lippen zusammen. »Sie kümmert sich darum, dass sie Ersatz bekommt, und bucht ihren Flug um. Es wird ein paar Tage dauern.«

Elise wollte noch fragen, ob Miranda verletzt sei, besann sich aber eines Besseren. Elizabeths Blick nach zu urteilen wusste sie es entweder nicht, oder es war im Moment nicht ihre Hauptsorge. »Ich weiß, dass du heute mit den Untersuchungen beginnen wolltest. Das läßt sich sicher trotzdem arrangieren. Ich kann meine andere Arbeit aufschieben und selbst anfangen.«

Nachdenklich stand Elizabeth auf und trat ans Fenster. Sie konnte immer klarer denken, wenn sie über die Stadt blickte. Florenz war ihr Zuhause, es war ihr Zuhause gewesen, seit sie die Stadt zum ersten Mal gesehen hatte. Damals war sie achtzehn gewesen, eine junge College-Studentin mit einer maßlosen Liebe zur Kunst und einem geheimen Durst nach Abenteuern.

Sie hatte sich hoffnungslos in die Stadt verliebt, in die roten Dächer, die majestätischen Kuppeln, die verwinkelten Gassen und die lärmenden Piazzas.

Und sie hatte sich in einen jungen Bildhauer verliebt, der sie charmant in sein Bett gelockt, sie mit Pasta gefüttert und ihr ihr eigenes Herz gezeigt hatte.

Natürlich war es keine passende Beziehung gewesen. Vollkommen unpassend sogar. Er war arm und voller wilder Leidenschaft. Elizabeths Eltern hatten sie im selben Moment, in dem sie von der Affäre erfuhren, nach Boston zurückgeholt.

Und das hatte die Beziehung natürlich beendet.

Elizabeth schüttelte die Erinnerungen ab, ärgerlich, weil ihre Gedanken in die Vergangenheit abgeglitten waren. Sie hatte ihre eigenen Entscheidungen getroffen, und diese waren absolut richtig gewesen.

Jetzt war sie die Direktorin der weltweit größten und angesehensten Firma, die Kunstgegenstände auf Echtheit und Alter

prüfte. Standjo hätte genauso gut zum Familienunternehmen der Jones gehören können, aber es gehörte ihr. Ihr Name befand sich oben an erster Stelle, und sie auch.

Sie stand am Fenster, eine schlanke, attraktive Frau von achtundfünfzig Jahren. Ihre Haare waren aschblond – mit diskreten Strähnen von einem der Topsalons in Florenz. Ihr untadeliger Geschmack spiegelte sich in ihrem perfekt geschnittenen Valentino-Kostüm wider, auberginefarben mit gehämmerten Goldknöpfen. Ihre Lederpumps passten im Farbton genau dazu.

Elizabeths Gesicht war glatt, die gute New-England-Knochenstruktur kaschierte die wenigen Falten, die es wagten, sich zu zeigen. Ihre Augen waren von einem scharfen und harten, intelligenten Blau. Sie bot das Bild einer kühlen, eleganten Geschäftsfrau mit Geld und der entsprechenden gesellschaftlichen Stellung.

Mit weniger hätte sie sich auch nie zufriedengegeben.

Nein, dachte sie, ich will immer nur das absolut Beste.

»Wir warten auf Miranda«, sagte Elizabeth und drehte sich wieder zu Elise herum. »Sie ist die Spezialistin. Ich werde den Minister persönlich anrufen und ihm die kurze Verzögerung erklären.«

Elise lächelte sie an. »Verzögerungen versteht niemand so gut wie die Italiener.«

»Genau. Wir sehen uns später die Berichte an, Elise. Ich möchte jetzt erst einmal den Anruf erledigen.«

»Du bist die Chefin.«

»Ja. Oh, John Carter kommt übrigens morgen. Er wird in Mirandas Team mitarbeiten. Du kannst ihm ruhig in der Zwischenzeit ein anderes Projekt anvertrauen, schließlich braucht er hier nicht Däumchen zu drehen.«

»John kommt? Das freut mich. Wir können ihn im Labor immer gebrauchen. Ich kümmere mich darum.«

»Danke, Elise.«

Sobald sie allein war, setzte Elizabeth sich wieder an ihren Schreibtisch und musterte den Safe, der gegenüber an der Wand stand. Wenn man bedachte, was er enthielt ...

Miranda würde das Projekt leiten. Das hatte sie gleich beschlossen, als sie die Bronze gesehen hatte. Es würde eine Standjo-Unternehmung sein, geleitet von einer Jones. Das hatte Elizabeth so geplant, das erwartete sie.

Und das würde sie auch erreichen.

2

Miranda kam fünf Tage zu spät. Sie stieß die hohen mittelalterlichen Türflügel von Standjo, Florenz, auf und marschierte so energisch durch die Halle, dass die Absätze ihrer praktischen Pumps wie Gewehrschüsse auf dem weißen Marmorboden widerhallten.

Während sie um eine hervorragende Bronzereproduktion von Cellinis Perseus, der Medusas abgeschlagenes Haupt in der Hand hielt, herumging, clippte sie den Standjo-Ausweis, den Elizabeths Assistentin ihr per Express zugeschickt hatte, an den Aufschlag ihres Jacketts.

Miranda hatte sich oft gefragt, was die Kunst-Auswahl in der Eingangshalle wohl über ihre Mutter aussagte. Vermutlich, dass sie alle Feinde mit einem einzigen Schlag vernichtete.

Miranda blieb an der Rezeption stehen, trug sich hastig in das Besucherbuch ein und fügte, nach einem Blick auf ihre Uhr, die Zeit hinzu.

Sie hatte sich sorfältig, geradezu strategisch für diesen Tag angezogen und ein königsblaues Seidenkostüm gewählt, das streng und militärisch wirkte. Miranda fand, es erregte Aufsehen und strahlte zugleich Stärke aus.

Das richtige Auftreten war lebenswichtig, wenn man vor einer Begegnung mit der Direktorin des besten Archäometrie-Labors in der Welt stand. Auch wenn diese Direktorin die eigene Mutter war.

Sie drückte den Aufzugknopf und wartete ungeduldig. Sie war entsetzlich nervös, und das Herz schlug ihr bis zum Hals, aber sie ließ sich nichts anmerken.

Während sie den Aufzug betrat, zog sie ihre Lippen noch einmal nach. Ein Lippenstift hielt bei ihr normalerweise ein ganzes Jahr, manchmal sogar länger, da sie sich mit solch lästigen Dingen nur befasste, wenn es nicht zu vermeiden war.

Zufrieden, ihr Bestes getan zu haben, steckte sie ihre Puderdose mit dem Spiegel wieder in die Handtasche und fuhr mit der Hand

über den französischen Knoten, der sie entschieden zu viel Zeit und Probleme gekostet hatte. Die Türen des Aufzugs öffneten sich gerade, als sie ein paar Nadeln, die sich gelöst hatten, wieder an Ort und Stelle schob.

Sie betrat die ruhige, elegante Lobby dessen, was sie immer als das innere Heiligtum bezeichnete. Der perlgraue Teppichboden, die elfenbeinfarbenen Wände und die strengen antiken Stühle passten zu ihrer Mutter, fand sie. Hübsch, geschmackvoll und distanziert. Auch die schmale Konsole, an der die Empfangsdame mit ihrem hochmodernen Computer- und Telefonsystem arbeitete, war ganz Elizabeth. Effizient, nüchtern, im Top-Design.

»*Buon giorno.*« Miranda trat an die Rezeption und trug ihr Anliegen kurz und in fehlerfreiem Italienisch vor. »*Sono la Dottoressa Jones. Ho un appuntamento con la Signora Stanford-Jones.*«

»*Si, Dottoressa. Un momento.*«

Im Geiste trat Miranda von einem Fuß auf den anderen, zupfte an ihrem Jackett und ließ die Schultern kreisen. Manchmal half es ihr, ihren Körper ruhig zu halten, wenn sie sich einfach *vorstellte*, wie sie zuckte und sich bewegte. Sie beendete gerade einen imaginären Schrittwechsel, als die Dame vom Empfang ihr lächelnd zu verstehen gab, sie könne eintreten.

Miranda trat durch die doppelten Glastüren zu ihrer Linken und ging den kühlen, weißen Flur entlang, der zum Büro der Signora Direttrice führte.

Sie klopfte an. Elizabeth erwartete von jedem, dass er anklopfte. Sofort ertönte ein »*Entri*«.

Elizabeth saß an ihrem Schreibtisch, einem eleganten Hepplewhite aus Satinholz, der perfekt zu ihrem Aussehen passte. Das Fenster hinter ihr bot einen atemberaubenden Ausblick auf Florenz in all seiner sonnenbeschiedenen Pracht.

Die Frauen blickten einander mit kurzer Anerkennung an.

Elizabeth ergriff als Erste das Wort. »Wie war dein Flug?«

»Ohne besondere Vorkommnisse.«

»Schön.«

»Du siehst gut aus.«

»Ich fühle mich auch ganz gut. Und wie geht es dir?«

»Gut.« Miranda stellte sich vor, dass sie einen wilden Steptanz

durch das perfekt eingerichtete Büro hinlegte – und stand aufrecht wie ein Kadett bei der Inspektion.

»Möchtest du einen Kaffee oder etwas Kaltes zu trinken?«

»Nein, danke.« Miranda zog eine Augenbraue hoch. »Du hast dich noch nicht nach Andrew erkundigt.«

Elizabeth bedeutete ihr, sich zu setzen. »Wie geht es deinem Bruder?«

Schlecht, dachte Miranda. Er trinkt zu viel. Er ist ärgerlich, depressiv, verbittert. »Es geht ihm gut. Er lässt dich grüßen.« Sie log, ohne mit der Wimper zu zucken. »Ich nehme an, du hast Elise gesagt, dass ich komme.«

»Natürlich.« Weil Miranda stehen geblieben war, erhob sich Elizabeth ebenfalls. »Alle Abteilungsleiter und Mitarbeiter, die es angeht, wissen, dass du eine Zeit lang hier arbeiten wirst. Die Fiesole-Bronze hat absolute Priorität. Natürlich stehen dir alle Labors und die gesamte Ausrüstung zur Verfügung, ebenso wie die Mitarbeiter und die Hilfe aller Teammitglieder, die du dabeihaben möchtest.«

»Ich habe gestern mit John gesprochen. Du hast noch nicht mit den Tests angefangen.«

»Nein. Diese Verzögerung hat uns Zeit gekostet, und ich erwarte von dir, dass du sofort mit der Arbeit beginnst.«

»Deshalb bin ich hier.«

Elizabeth senkte den Kopf. »Was ist mit deinem Bein? Du humpelst ein bisschen.«

»Du weißt doch, dass ich überfallen worden bin.«

»Du hast gesagt, dass du ausgeraubt worden bist, aber nicht, dass du auch verletzt wurdest.«

»Du hast nicht danach gefragt.«

Elizabeth gab einen Laut von sich, den jeder außer Miranda als Seufzer interpretiert hätte. »Du hättest ja sagen können, dass du bei dem Zwischenfall verletzt worden bist.«

»Hätte ich, habe ich aber nicht. Am wichtigsten war schließlich der Verlust meiner Ausweispapiere und die Verzögerung, die dadurch entstanden ist.« Sie neigte genau wie Elizabeth, den Kopf. »Das hast du mir immerhin unmissverständlich klargemacht.«

»Ich nehme an ...« Elizabeth brach ab und machte eine Geste, die entweder Verärgerung oder Niederlage bedeuten konnte. »Warum setzt du dich nicht? Ich möchte dir ein paar Hintergrundinformationen geben.«

Schon kamen sie zum Geschäft. Miranda hatte es nicht anders erwartet. Sie setzte sich und schlug die Beine übereinander.

»Der Mann, der die Bronze entdeckt hat ...«

»Der Klempner?«

»Ja.« Zum ersten Mal lächelte Elizabeth, das heißt, sie zog kurz die Mundwinkel nach oben, wodurch sie allerdings mehr die Absurdität der Situation anerkannte, als wirkliche Erheiterung zeigte. »Carlo Rinaldi. Offensichtlich ist er in seinem Herzen ein Künstler, wenn nicht sogar in der Realität. Er konnte nie von seinen Bildern leben, und der Vater seiner Frau hat eine Klempnerfirma, also ...«

Miranda zog leicht überrascht die Augenbrauen hoch. »Spielt es eine Rolle, was er ist?«

»Oh, nur in Verbindung mit der Bronze, sonst nicht. Er ist buchstäblich darüber gestolpert. Er behauptet, er habe sie unter einer zerbrochenen Treppenstufe im Keller der Villa der Donna Oscura gefunden. Und soweit wir es nachprüfen konnten, scheint das tatsächlich der Fall gewesen zu sein.«

»Gab es daran einen Zweifel? Wird er verdächtigt, die Geschichte – und die Bronze – erfunden zu haben?«

»Wenn es den gab, dann ist er jetzt ausgeräumt. Der Minister glaubt Rinaldis Geschichte inzwischen.«

Elizabeth faltete ihre perfekt manikürten Hände auf der Schreibtischplatte. Sie saß kerzengerade da. Unbewusst straffte sich auch Miranda ein wenig.

»Die Tatsache, dass er sie gefunden hat«, fuhr Elizabeth fort, »in seinem Werkzeugkasten aus der Villa geschmuggelt und sich dann Zeit gelassen hat, bis er sie an die entsprechenden Stellen weiterleitete, hat uns zunächst ziemliche Sorgen bereitet.«

Beunruhigt faltete Miranda ebenfalls die Hände, damit sie nicht mit den Fingern auf ihrem Knie herumtrommelte. Es fiel ihr nicht auf, dass sie die Haltung ihrer Mutter nun genau imitierte. »Wie lange war sie in seinem Besitz?«

»Fünf Tage.«

»Ist sie nicht beschädigt worden? Hast du sie untersucht?«

»Das habe ich, aber ich gebe lieber keinen Kommentar ab, bevor du sie nicht selbst gesehen hast.«

»Na gut.« Miranda warf den Kopf zurück. »Dann wollen wir sie uns mal ansehen.«

Statt einer Antwort ging Elizabeth zu einem Wandschrank, öffnete ihn und gab den Blick auf einen kleinen Stahlsafe frei.

»Du bewahrst sie hier auf?«

»Hier ist sie am sichersten. Zahlreiche Leute haben Zugang zu den Tresoren in den Labors, und in diesem Fall wollte ich das Risiko so gering wie möglich halten. Außerdem war ich der Meinung, dass du hier bei einer ersten Prüfung am wenigsten abgelenkt wirst.«

Elizabeth tippte mit ihren korallenrot lackierten Fingernägeln einen Code ein, wartete und fügte dann eine weitere Zahlenreihe hinzu. Schließlich öffnete sie die Tresortür und nahm einen Metallkasten heraus. Sie trug ihn zu ihrem Schreibtisch, öffnete den Deckel und holte die in verblassten Samt gehüllte Skulptur heraus.

»Den Stoff werden wir auch datieren, ebenso das Holz von der Treppenstufe.«

»Natürlich.« Obwohl es ihr in den Fingern juckte, stand Miranda auf und trat nur langsam näher, während Elizabeth das Bündel auf die makellos weiße Schreibtischunterlage legte. »Es gibt keine Dokumente, oder?«

»Nein, soweit ich weiß. Du kennst ja die Geschichte der Villa.«

»Ja natürlich. Das Haus gehörte Giulietta Buonadoni, einer Geliebten von Lorenzo il Magnifico, die die *Dunkle Lady* genannt wurde. Nach seinem Tod soll sie angeblich die Gefährtin anderer Medicis geworden sein, und eine Zeit lang war jede Persönlichkeit der Renaissance in oder um Florenz herum in ihrem Haus willkommen.«

»Dann verstehst du also, welche Spekulationen man anstellen kann.«

»Spekulationen sind nicht mein Job«, entgegnete Miranda knapp.

»Genau. Deshalb bist du hier.«

Miranda fuhr leicht mit einem Finger über den verschlissenen Samt. »Ach ja?«

»Ich wollte den Besten, und ich bin in der Position, zu bekommen, was ich will. Außerdem verlange ich Diskretion. Wenn etwas über diesen Fund durchsickert, wird es wilde Spekulationen geben. Das kann und will Standjo nicht tolerieren. Die Regierung möchte nicht, dass die Öffentlichkeit davon erfährt, und sie möchte auch keine Spekulationen, bis wir die Bronze datiert haben und die Tests vollständig durchgeführt sind.«

»Der Klempner hat es wahrscheinlich schon all seinen Saufkumpanen erzählt.«

»Das glaube ich nicht.« Abermals umspielte das kleine Lächeln Elizabeths Mund. »Er hat die Skulptur aus einem Regierungsgebäude entwendet. Er ist sich durchaus der Tatsache bewusst, dass er ins Gefängnis wandern kann, wenn er nicht genau das tut, was man ihm sagt.«

»Furcht ist oft ein wirkungsvoller Knebel.«

»Stimmt. Aber das soll nicht unsere Sorge sein. Wir haben den Auftrag, die Bronze zu prüfen und die Regierung mit allen Informationen zu versorgen, die die Wissenschaft liefern kann. Wir brauchen ein objektives Auge, jemanden, der an Tatsachen und nicht an Romantik glaubt.«

»In der Wissenschaft ist kein Platz für Romantik«, murmelte Miranda und schlug vorsichtig den Samt zurück.

Ihr Herz schlug schneller, als die Bronzeskulptur enthüllt vor ihr lag. Ihr geübtes und erfahrenes Auge erkannte die hervorragende handwerkliche Arbeit auf den ersten Blick. Trotzdem runzelte sie die Stirn und verbarg instinktiv ihre Bewunderung hinter Skepsis.

»Sie ist wunderschön ausgeführt – stilistisch fällt sie sicher in die Blütezeit der Renaissance.« Miranda zog ihre Brille aus dem Etui und setzte sie auf, bevor sie die Bronze hochhob. Sie wog sie in der Hand und drehte sie dann langsam.

Die Proportionen waren perfekt, und die Figur war äußerst sinnlich. Die winzigsten Details – Zehennägel, jedes einzelne Haar, die Definition der Muskeln – waren großartig ausgeführt.

Sie war prachtvoll, auf großartige Weise ihrer eigenen Kraft bewusst. Der lange, üppige Körper zurückgestreckt, die Arme erhoben, nicht flehend oder bittend, sondern wie im Triumph. Das Gesicht war nicht zart, aber faszinierend, die Augen wie vor Lust halb geschlossen, die Mundwinkel leicht hochgezogen vor Freude über diese Lust.

Sie balancierte auf den Fußspitzen, wie eine Frau, die gerade in warmes, duftendes Wasser springen will. Oder in die Arme ihres Liebhabers.

Sie war schamlos sexuell, und einen Moment lang hatte Miranda das Gefühl, sie könne ihre Hitze spüren. Als ob sie lebendig wäre.

Die Patina zeugte von ihrem Alter, aber Miranda wusste, dass solche Dinge einen täuschen konnten. Patina konnte man künstlich herstellen. Der Stil des Künstlers war unverkennbar – aber auch Stile konnten nachgeahmt werden.

»Es ist die *Dunkle Lady*«, sagte sie schließlich. »Giulietta Buonadoni. Daran besteht kein Zweifel. Ich habe dieses Gesicht oft genug auf Gemälden und Skulpturen aus jener Zeit gesehen. Aber von dieser Bronzeskulptur habe ich noch nie etwas gehört. Ich werde das noch einmal recherchieren, aber ich bezweifle, dass ich sie übersehen hätte.«

Elizabeth hatte mehr auf Miranda als auf die Bronze geachtet. Sie hatte das Aufzucken von Erregung und Entzücken bemerkt, das Miranda sofort wieder unter Kontrolle gehabt hatte. Genauso, wie sie es erwartet hatte.

»Du stimmst mir also zu, dass es eine Bronze im Renaissance-Stil ist?«

»Ja. Aber deswegen braucht sie noch lange kein verloren gegangenes Stück des 15. Jahrhunderts zu sein.« Miranda kniff die Augen zusammen, während sie die Skulptur erneut langsam drehte. »Jeder Kunststudent mit einem einigermaßen guten Auge hat ihr Gesicht skizziert und kopiert. Ich selbst auch.« Vorsichtig kratzte sie mit dem Daumennagel an der blaugrünen Patina. Die Oberflächenkorrosion war offensichtlich dick, aber sie brauchte mehr, viel mehr.

»Ich werde gleich anfangen.«

Das Labor war erfüllt von leiser Vivaldi-Musik. Die Wände waren lindgrün, der Boden ausgelegt mit fleckenlos weißem Linoleum. Jeder Arbeitsplatz war ordentlich und bestens ausgestattet mit Mikroskopen, Computerterminals, Reagenzgläsern und -röhrchen oder Probenbeuteln. Es gab keine persönlichen Dinge, keine gerahmten Familienbilder, Maskottchen oder Souvenirs.

Die Männer trugen Krawatten, die Frauen Röcke, und alle hatten gestärkte weiße Laborkittel mit dem schwarz eingestickten Standjo-Logo auf der Brusttasche an.

Gespräche wurden nur selten geführt, und wenn, dann leise. Die Maschinen summtten wie gutgeschmierte Uhrwerke.

Elizabeth erwartete ein perfekt funktionierendes Unternehmen, und ihre frühere Schwiegertochter tat alles, um ihren Erwartungen gerecht zu werden.

In dem Haus in Maine, in dem Miranda aufgewachsen war, hatte genau die gleiche Atmosphäre geherrscht. Daheim hat es kalt gewirkt, dachte Miranda jetzt, als sie sich umsah, aber an einem Arbeitsplatz war diese Atmosphäre äußerst effizient.

»Es ist eine Weile her, seit du das letzte Mal hier warst«, begann Elizabeth. »Aber Elise wird dich mit den neuesten Informationen versorgen. Du hast natürlich freien Zugang zu allen Bereichen. Ich habe Sicherheitsausweise und Codekarten für dich vorbereitet.«

»Gut.« Als Elise sich von ihrem Mikroskop abwendete und auf sie zutrat, setzte Miranda ein höfliches Lächeln auf.

»Miranda, willkommen in Florenz!« Elises Stimme war leise und wirkte immer ein bisschen atemlos.

»Es ist schön, wieder hier zu sein. Wie geht es dir?«

»Gut. Viel zu tun.« Elise strahlte ihr Hundert-Watt-Lächeln und ergriff Mirandas Hand. »Wie geht es Drew?«

»Nicht ganz so gut – aber er hat auch viel zu tun.« Als Elise mitfühlend ihre Hand drückte, zog Miranda die Augenbrauen hoch.

»Das tut mir leid.«

»Mich geht es ja eigentlich nichts an.«

»Aber mir tut es immer noch leid.« Sie ließ Mirandas Hand los und wandte sich an Elizabeth. »Möchtest du sie herumführen, oder soll ich es tun?«

»Ich will nicht herumgeführt werden«, sagte Miranda, bevor ihre Mutter antworten konnte. »Ich brauche einen Laborkittel, ein Mikroskop und einen Computer. Und ich möchte das Objekt natürlich fotografieren und röntgen.«

»Da bist du ja.« John Carter trat auf sie zu. Mirandas Laborleiter sah inmitten all der makellosen, gestylten Effizienz liebenswert zerknautscht aus. Schon seine Krawatte, auf der dümmlich grinsende Kühe grasten, war schräg. Er war offenbar mit der Tasche seines Kittels irgendwo hängen geblieben, und sie hing nur noch lose an drei Fäden. Auf seinem Kinn war eine dünne Blutspur, weil er sich wohl beim Rasieren geschnitten hatte. Hinter seinem Ohr steckte ein dauerdicker Stift, und die Gläser seiner Brille waren verschmiert.

Miranda fühlte sich in seiner Gegenwart sofort zu Hause.

»Geht's dir wieder gut?« Er klopfte ihr auf den Arm. »Und was macht dein Knie? Andrew hat mir erzählt, dass der Kerl dich niedergeschlagen hat.«

»Niedergeschlagen?« Elise blickte auf. »Wir wussten gar nicht, dass du verletzt warst.«

»Nur ein bisschen angeschlagen. Ist schon in Ordnung, mir geht's gut.«

»Er hat ihr ein Messer an die Kehle gehalten«, verkündete Carter.

»Ein Messer!« Elise presste die Hand an ihre Kehle. »Das ist ja schrecklich. Es ist ...«

»Ist schon in Ordnung«, sagte Miranda noch einmal. »Er wollte nur Geld.« Sie drehte sich um und sah ihre Mutter an. »Und ich denke, er hat uns schon genug wertvolle Zeit gekostet.«

Einen Moment lang sagte Elizabeth gar nichts. In Mirandas Blick lag etwas Herausforderndes. Offenbar war es für Mitgefühl zu spät.

»Elise soll dich einweisen. Hier ist dein Ausweis, und deine Codekarten sind hier drin.« Elizabeth reichte Miranda einen Umschlag. »Elise müsste all deine Fragen beantworten können. Sollte noch etwas unklar sein, kommst du zu mir.« Sie blickte auf die schmale Uhr an ihrem Handgelenk. »Ich habe in Kürze eine Sitzung, also kannst du gleich anfangen. Ich hoffe, bis heute Abend habe ich schon einen ersten Bericht.«

»Selbstverständlich«, murmelte Miranda, als ihre Mutter wegging.

»Sie verliert wie immer keine Zeit.« Elise lächelte wieder. »Es tut mir leid, dass du so etwas Schreckliches erlebt hast, aber die Arbeit hier bringt dich sicher wieder auf andere Gedanken. Ich habe ein Büro für dich eingerichtet. Die Fiesole-Bronze hat absolute Priorität. Du darfst dir für dein Team jeden von den A-Sicherheits-Angestellten aussuchen.«

»Miranda!« Voller Freude wurde ihr Name gerufen, in der schweren, exotischen Aussprache der Italiener. Miranda lächelte schon, bevor sie sich umdrehte und jemand ihre Hände ergriff und mit Küssen bedeckte.

»Giovanni! Du hast dich gar nicht verändert.« Tatsächlich sah der Chemotechniker immer noch so überwältigend gut aus, wie Miranda ihn in Erinnerung hatte. Dunkelhaarig und schlank, mit Augen wie geschmolzene Schokolade und einem strahlenden Lächeln. Er war ungefähr fünf Zentimeter kleiner als sie, und doch fühlte sie sich in seiner Gegenwart immer besonders zierlich und weiblich. Sein glänzendes schwarzes Haar war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden – eine Tatsache, die Elizabeth nur deshalb duldete, weil Giovanni Beredonno nicht nur einen schönen Anblick bot, sondern darüber hinaus schlichtweg ein Genie war.

»Aber du hast dich verändert, *bella donna*. Du bist noch schöner geworden. Aber, was höre ich da, du bist verletzt worden?« Er flatterte mit seinen Fingern über ihr Gesicht.

»Es ist nichts, ich denke schon gar nicht mehr daran.«

»Soll ich jemanden für dich zusammenschlagen?« Er küsste sie liebevoll erst auf die eine, dann auf die andere Wange.

»Kann ich darauf zurückkommen?«

»Giovanni, Miranda hat zu arbeiten.«

»Ja, ja.« Mit einer nachlässigen Geste wischte er Elises steife, missbilligende Worte weg – ein weiterer Grund für Miranda zu lächeln. »Ich weiß alles darüber. Ein großes Projekt, ganz geheim.« Er ließ seine ausdrucksvollen Augenbrauen zucken. »Wenn die *direttrice* extra eine Expertin aus Amerika kommen lässt, kann es nichts Kleines sein. Also, *bellissima*, kannst du mich gebrauchen?«

»Du bist der erste auf meiner Liste.«

Giovanni hakte sie unter und achtete nicht darauf, dass Elise die Lippen zusammenpresste. »Wann fangen wir an?«

»Heute«, antwortete Miranda. »Ich möchte die Korrosionsschichten und das Metall sofort testen lassen.«

»Ich glaube, Richard Hawthorne könnte dir dabei helfen.« Elise tippte einem Mann auf die Schulter, der sich über die Tastatur eines Computers beugte.

»Dr. Hawthorne.« Der kahl werdende Mann blinzelte Miranda wie eine Eule durch seine Brillengläser an und nahm die Brille dann ab. Etwas an ihm kam ihr vage vertraut vor, und sie bemühte sich, ihn einzuordnen.

»Dr. Jones.« Er lächelte sie schüchtern an, was sein Gesicht verschönte. Er hatte ein fliehendes Kinn, und seine blassblauen Augen blickten zerstreut, aber das Lächeln war nett und jungenhaft. »Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Wir sind, ähm, glücklich, Sie hier zu haben. Ich habe Ihren Artikel über den frühen florentinischen Humanismus gelesen. Ganz hervorragend.«

»Danke.« O ja, jetzt erinnerte sie sich. Er hatte vor ein paar Jahren an ihrem Institut gearbeitet. Nach kurzem Zögern, das wohl nur daher rührte, dass Elise ihn empfohlen hatte, fuhr Miranda fort: »Elise hat ein Büro für mich. Könnten Sie bitte kurz mit uns kommen? Ich möchte Ihnen zeigen, was ich habe.«

»Sehr gern.« Er setzte die Brille wieder auf und drückte ein paar Tasten am Computer, um seine Arbeit zu sichern.

»Der Raum ist nicht besonders groß«, entschuldigte sich Elise, während sie Miranda durch eine Tür führte. »Ich habe das hinstellen lassen, was du meiner Meinung nach brauchst. Natürlich kannst du aber alles anfordern, was du sonst noch haben möchtest.«

Miranda blickte sich rasch um. Der Computer schien eine neuere Anschaffung zu sein. Auf einer großen weißen Theke warteten Mikroskope, Objektträger und die kleinen Werkzeuge ihres Berufs. Ein Diktiergerät stand für Aufzeichnungen bereit. Es gab allerdings kein Fenster, nur die eine Tür, und jetzt, da sie zu viert im Zimmer standen, konnten sie sich kaum umdrehen.

Aber es gab einen Stuhl, ein Telefon, und die Stifte waren gespitzt. Es wird schon gehen, dachte Miranda, vermutlich sogar sehr gut.

Sie stellte ihre Aktentasche auf die Theke, und dann die Metallkiste. Vorsichtig holte sie die eingewickelte Bronze heraus. »Ich würde gern Ihre Meinung hören, Dr. Hawthorne. Sie brauchen sich die Skulptur nur anzusehen.«

»Natürlich. Es ist mir ein Vergnügen.«

»Das Projekt ist hier in den letzten zwei Tagen *das* heiße Thema gewesen«, warf Giovanni ein, während Miranda die Bronze aus dem Samt wickelte. »Ah!« Er stieß einen Seufzer aus, als sie sie auf die Theke stellte. »*Bella, molto bella.*«

»Eine feine Arbeit.« Richard rückte seine Brille zurecht und betrachtete die Skulptur eingehend. »Einfach. Fließend. Wundervolle Form und Details. Perspektive.«

»Sinnlich«, sagte Giovanni und beugte sich über die Bronze, um sie von Nahem zu betrachten. »Die Arroganz und Haltung einer echten Frau.«

Miranda zog eine Augenbraue hoch und wandte sich an Richard. »Erkennen Sie sie?«

»Es ist die *Dunkle Lady* der Medicis.«

»Das ist auch meine Meinung. Und der Stil?«

»Renaissance, ohne Frage.« Richard strich vorsichtig mit dem Finger über den linken Wangenknochen der Figur. »Sie hat offenbar für sich selbst Modell gestanden und nicht als Vorlage für eine mythologische oder religiöse Gestalt gedient.«

»Ja, die Lady als die Lady«, stimmte Miranda zu. »Der Künstler hat sie vermutlich so dargestellt, wie sie war. Vom Standpunkt des Künstlers aus würde ich sagen, er kannte sie persönlich. Ich werde nach Dokumenten suchen müssen. Ihre Hilfe wäre dabei von unschätzbarem Wert.«

»Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen behilflich sein kann. Wenn sich diese Bronze als authentischer Kunstgegenstand aus der Renaissance erweist, wäre das ein echter Coup für Standjo. Und für Sie, Dr. Jones.«

Daran hatte Miranda auch schon gedacht. In der Tat. Trotzdem lächelte sie nur verhalten. »Es geht dabei nicht um mich. Wenn sie

eine gewisse Zeit lang in der Umgebung gelegen hat, in der sie gefunden wurde – und das ist offensichtlich so –, muss die Korrosion sie beschädigt haben. Ich will natürlich die Resultate der entsprechenden Untersuchung«, sie wandte sich an Giovanni, »aber sie sind nicht genau genug, dass ich mich nur darauf verlassen kann.«

»Du kannst relative Vergleiche vornehmen – Thermolumineszenz.«

»Richtig.« Wieder lächelte sie Richard an. »Wir werden auch den Stoff und das Holz von der Treppenstufe testen. Aber schriftliche Dokumente würden alles natürlich noch viel schlüssiger machen.«

Miranda lehnte sich an den kleinen Eichenschreibtisch. »Sie wurde im Keller der Villa der Donna Oscura gefunden, verborgen unter der untersten Treppenstufe. Ich bekomme einen Bericht der Details, die wir bis jetzt kennen. Nur für Sie drei und Vincente«, fügte sie hinzu. »Sicherheit ist eines der Hauptanliegen der *direttrice*. Wer Ihnen assistieren will, muss Geheimhaltungsstufe A erfüllen, und die Daten, die Sie weitergeben, müssen sich auf ein Minimum beschränken, bis wir alle Tests abgeschlossen haben.«

»Also gehört sie jetzt uns.« Giovanni zwinkerte ihr zu.

»Sie gehört mir«, verbesserte Miranda ihn mit ernstem Lächeln. »Ich brauche absolut jede Information über die Villa und über die Frau. Ich will sie kennenlernen.«

Richard nickte. »Ich fange sofort an.«

Miranda wandte sich wieder der Bronze zu. »Wir wollen doch mal sehen, woraus sie besteht«, murmelte sie.

Ein paar Stunden später ließ Miranda ihre Schultern kreisen und reckte sich. Die Skulptur stand vor ihr und lächelte hintergründig. In dem Stück Patina und Metall, das Miranda abgeschabt hatte, gab es keine Spuren von Kupfer oder Silikonbronze, kein Platin und auch kein anderes der Metalle oder Materialien, die in der Renaissance nicht benutzt worden waren. Die Bronze hatte einen Tonkern, wie ihn jedes Stück aus jener Zeit besaß. Die ersten Tests der Korrosionsschichten zeigten spätes fünfzehntes Jahrhundert an.

Sei nicht zu voreilig, befahl Miranda sich. Erste Tests sagten nicht genug aus. Bis jetzt hatte sie nur die Negative abgeklärt. Es

gab nichts Ungewöhnliches, nichts, was nicht an seinen Platz gehörte, kein Anzeichen für ein Werkzeug, das nach ihrer visuellen Überprüfung nicht in die Zeit passte. Aber die Positiva musste sie erst noch bestimmen.

War die Dame echt oder falsch?

Miranda nahm sich die Zeit für eine Tasse Kaffee und aß etwas von den Crackern mit Käse, die Elise ihr statt eines Mittagessens bereitgestellt hatte. Sie spürte den Jetlag, beschloss aber, ihn zu ignorieren. Der Kaffee, stark, schwarz und wirkungsvoll, wie nur Italiener ihn machten, pumpte Koffein durch ihre Adern und überdeckte die Müdigkeit. Dieser Zustand würde wohl noch eine ganze Weile vorhalten.

Miranda begann, den vorläufigen Bericht für ihre Mutter in den Computer einzugeben. Er war knapp und trocken, bar jeder Spekulation und vollkommen unpersönlich. Sicher, die Bronze stellte für sie ein Rätsel, ein Geheimnis dar, das sie lösen wollte, aber derart romantische Vorstellungen hatten in ihrem Bericht nichts zu suchen.

Sie schickte ihr den Bericht via E-Mail, speicherte ihn unter ihrem Passwort auf der Festplatte und nahm dann die Skulptur für den letzten Test des Tages mit sich.

Die Technikerin sprach nur wenig englisch und hatte viel zu viel Respekt vor der Tochter der *direttrice*, als dass Miranda sich in ihrer Gegenwart wohlgeföhlt hätte. Also schickte sie sie zum Kaffeeholen und begann mit dem Thermoluminiszenzprozess allein.

Durch ionisierende Strahlung fing sie Elektronen im Hochenergiezustand im Tonkern der Bronze ein. Waren die Kristalle im Tonkern erhitzt, gaben sie Lichtgarben ab. Miranda machte sich in ihrem Notizbuch über jeden Schritt und jedes Ergebnis Notizen. Zusätzlich trug sie die Messungen der Lichtgarben ein. Dann erhöhte sie die Strahlung und erhitzte den Ton erneut, um zu messen, wie empfänglich er für das Einfangen der Elektronen war. Auch diese Messungen übertrug sie sorgfältig.

Im nächsten Schritt testete sie die Strahlungslevel des Ortes, an dem die Skulptur entdeckt worden war. Dabei überprüfte sie sowohl die Schmutzproben als auch das Holz.

Der Rest war nur noch Mathematik. Obwohl die Methode nicht hundertprozentig genau war, trug sie dennoch zur Gesamtsicht bei.

Spätes fünfzehntes Jahrhundert. Es gab keinen Zweifel.

In dieser Zeitspanne hat Savonarola gegen Völlerei und heidnische Kunst gewettert, dachte Miranda. Die Bronze war ein grandioser Fußtritt für diese engstirnige Gedankenwelt. Die Medicis herrschten über Florenz, und der inkompetente Piero l'Infortunato trug für eine kurze Zeit die Krone, bis ihn König Karl VIII. von Frankreich aus der Stadt jagte.

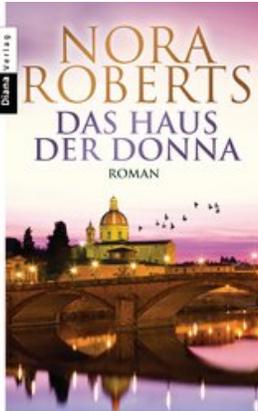
Der frühe Ruhm der Renaissance war gerade dabei zu verblasen, als der Architekt Brunelleschi, der Bildhauer Donatello und der Maler Masaccio Form und Funktion der Kunst revolutionierten.

Aus ihnen entstand die nächste Generation in der Dämmerung des sechzehnten Jahrhunderts – Leonardo, Michelangelo und Raffael, Nonkonformisten, die nach reiner Originalität strebten.

Sie kannte den Künstler. Tief in ihrem Innern, in ihrem Herzen kannte sie ihn. Alles, was er geschaffen hatte, hatte sie so intensiv und genau studiert, wie eine Frau das Gesicht ihres Liebhabers studiert.

Aber im Labor haben Gefühle nichts zu suchen, ermahnte sie sich, und auch die Instinkte nicht. Sie würde alle Tests noch einmal durchführen. Und noch ein drittes Mal. Sie würde die bekannten Formeln für Skulpturen aus dieser Zeit miteinander vergleichen und jeden Bestandteil, jede Legierung wieder und wieder überprüfen. Sie würde Richard Hawthorne wegen schriftlicher Dokumente drängen.

Und sie würde die Antworten finden.



Nora Roberts

Das Haus der Donna

Roman

Taschenbuch, Broschur, 528 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35844-7

Diana

Erscheinungstermin: Januar 2015

Florenz: dunkle Geheimnisse und gefährliche Begierde in der Stadt der Medici

In Florenz untersucht die Kunstexpertin Miranda Jones eine unbekannte Bronzefigur. Doch Miranda hat sich mit ihrer Expertise Feinde gemacht. Einzig der attraktive Galerist Ryan Boldari steht auf ihrer Seite. Bald wird klar, dass es bei der Bronzefigur um mehr geht, und Miranda gerät in ein Netz aus Leidenschaft, Täuschung und Mord. Zu spät ahnt sie, dass sie in großer Gefahr ist. Nur einer scheint sie retten zu können, doch ist Ryan tatsächlich ihr Freund?